

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

140 (21.6.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 50

Der Mühle-Kander.

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von G. G.

(Nachdr. verb.)

(Schluß.)

In W. war Wahlkampf gewesen. Harmlos wie die Polizeivorfälle unseres Feldes. Bürgermeisterwahl. Sie hatten einen ruhigen friedamen Mann auf den Schild gehoben. So ein Schätzel, einen Sprühkopf und Sprüchmacher wollen wir nicht, bestimmte die Mehrheit und wählte ihn den Grobturn zum Trotz. Freilich, der Müllste und Papierste war Franzjepp, der Häselebur, faum und namentlich das Reden seine gar schwache Seite. Deshalb hatte er auch nicht recht wollen und ihm graute ein wenig vor der Amtiererei, vor dem Anfangen zumal. Das ganze Dorf, Weiberbölker und Zapfenkinder, kam heute im „Widen Mann“ zusammen und da mußte der neue Bürgermeister selbstverständlich eine Rede halten. Nun waren sie alle da, die Musikanten hatten schon einen Marsch geblasen und der Solzeimer, dessen Mundwerk überall zu vorderst marschierte, der Wortführer von der Gegenpartei, ein „halber Sozz“, hub gerade an, den neuen Herrn Bürgermeister, „da es nun doch einmal so gekommen wäre“, namens der Mitbürger zu begrüßen, ihm und der Gemeinde Glück zu wünschen, in der sicherer Zuversicht, daß usw. usw. Trotz der halb impertinenten Ansprache — wie eine Kage, die mit ausgezogenen Krallen freigeht — wurde zum Schluß tüchtig Hoch und Bravo geschrien, Freund und Feind stieß mit den Gläsern an.

Und dann schienen die Blicke der ganzen Versammlung nur auf den Gegenstand der Feier gerichtet; die große Erwartung kloßte ihn an. Der Mesner, der bereits einen zwiefel hatte, zitterte: „Alle Augen warten auf dich, Herr!“ Der Bürgermeister holte also wohl oder übel die Rede hervor, die er gestern Nacht, der ersten schlaflosen in seinem Leben, mühselig aufgesetzt hatte, nahm einen Schluck und hüstelte. Von hinten aus der Ecke rief der Reichs- und Fleischbeschauer Andrees — auch so ein „roter Chaib“ —: „Stand uff, Bürgermeister! oder chaste it (kannst du nicht) schwäge?“ Da stand er auf und fing an: „Ihr Herren und lieben Mitbürger, hochzuverehrende Versammlung! Ihr alle seid in Schären herbeigeströmt, um mich, dem Erwählten, die Ehre zu geben . . .“

Hier stockte die Rede. Soweit war sie gründlich auswendig gelernt worden, jetzt jedoch reichten des Sprechers flackernde und vom Tabakdunst wässrigen Augen nicht bis zu dem Geschriebenen auf dem Tisch. Er nahm mit zitternder Hand nochmal einen tiefen Schluck Rothhauser Staatsbier. Einige hämische, böhnische und viele mitleidige Gesichter starrten her zu ihm. Und nun geschah das Unerwartete, Rätselhafte, fast Wunderbare. Franzjepp Häselebur, der neue Bürgermeister, begann aufs neue zu reden. Anfangs ein wenig stockend, dann fester flott und flotter und zuletzt klar und schön; wie eine Waldquelle fließt, flossen ihm die Worte von den Lippen. Dabei schaute er nicht mehr auf sein Papier, sondern ruhig, gerade aus, den hartlofen, scharfgeschnittenen Wälderkopf mutig aufrecht haltend. Seine Rede erzählte von den Leiden und Freuden, den Sorgen und Erfolgen einer kleinen Schwarzwaldgemeinde, der guten Gemeinde W., und wie es zu machen sei, daß sie im alten, bewährten Gleis nüstig vorwärts schreite, damit der Bürgerstand gute Ernte halten und die von Gott eingesetzte Obrigkeit zufrieden sein könne. Das Wohl jedes Einzelnen solle zum Gesamtwohl sich vereinen und er wolle der ganzen hier versammelten Familie ein ernster, arbeitsflüchtiger, hebevoller Vater sein. Auf das Wohl der ganzen Gemeindefamilie leere er sein Glas, sie möge wachsen, blühen und gedeihen! Dreimal dreifach

hoch erscholl es wie aus einem Munde, und alles drängte zum Redner hin, ihm die Hände zu drücken.

Nicht nur den Weiberbölker, auch manchen von den Männern standen Tränen in den doch freudig erregten Augen. Noch lange saß man beisammen; einige vergaßen sogar das Viehfüttern, das Trinken, Singen und Nebenhalten jedoch wurde vergessen. Da es nie zu können glaubten, taten an diesem Tage dem Bürgermeister nach. Auch der sprach noch einmal, aber nur dieses: „Ich kann nicht mehr, ich danke euch allen!“ Dabei fuhr er mit dem großen roten Sackutuch in die feuchten Winkel über der Nase. Ein schöneres Fest hat das Dorflein nie erlebt.

Mühle-Kander, der gute Gesell, der Sezenmeister und Merweltsterle, trank mit den Festgästen bis tief in die Nacht, den ganzen großen Stiefel, den er vertragen konnte und sein Freudenrausch machte die Stimmung voll und toll. Aber erst, als Bürgermeister Häselebur das Neben aus eigener Kraft erlernt hatte, plauderte Kander. Wie er an jenem Nachmittage gebedt durch die breiten Rücken zweier mitschuldiger Gemeinderäte, des Franzjepps Spegel und Meißbegünstiger, diejen die allerhöchste Bauernrede zugestiftet hatte! Ach, daß doch jeder ehrenhalber verpflichtete Jungfernerbner einen solchen Souffleur fände!

Bei anderer Gelegenheit ist Kander selbst Bürgermeister gewesen. Ein müder Handwerksburjuch kam in die „Insel“, einen Schoppen zu trinken, welchem Geschäft auch unser Eulenspiegel oblag. Jenem als Ortsvorsteher sich präsentieren, ihn nach Namen, Herkunft, Reiseziel und Papieren fragen, war eins. Doch wurde der Verängstigte gleich in Gnaden entlassen. Mit einem Landauer des Posthalters, der leer heimfährt, kutschiert Kander darauf der Amtsstadt zu, dem Handwerksburjuch nach, nimmt mit Scharlock Holmes'scher Fähigkeit eine Verwandlung seines äußeren Menschen vor, stellt den armen Reisenden und schnarrt ihn an: „Ich bin der Oberamtsrichter von Adorf und erkläre Sie wegen Bettels und Landtreicherei verhaftet!“ Der also Verhaftete will ausweichen, strauchelt aber und stürzt auf dem spitzen Schotter sich ein Loch in den Kopf. Der Herr Amtsrichter wird nun recht menschenfreundlich und veranlaßt ein des Weges kommendes Bernernägle, den Verwundeten zurück ins Dorf, in die „Insel“, zu schaffen, er werde den Bezirksarzt nachschicken. Wichtig, in kaum einer halben Stunde ist der Herr Doktor, angetan mit Zylinder, Brille und einem schweren Plasterkasten, zur Stelle und verbindet kunstgerecht den Wanderburjuch, der dann unbehellig, sogar mit einem Behrpfennig beschenkt, weiter walzen darf, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Das war die berühmte Dreimännertat des Mühle-Kanders. Die Ausstattungsküde für den Bezirksarzt lieferte ihm Inselwirts Urbäterhausrat, des Amtsrichters Exterieur erreichte er durch einen hohen Stehtragen, aufgezwickelten Schnurrbart und Entwaffung des Auges vom Nasenglas, als Bürgermeister konnte er sich in seiner gewöhnlichen Gestalt darstellen. Freilich, das Gesicht des genialen Dorfkomödianten (an Herkomer erinnerte es mich) in seiner jeweiligen Maske kann kaum eine Schreibfeder, das könnte nur ein tüchtiger Zeichenstift festhalten. Die Gesichter Kanders muß man gesehen haben. Und seine Streiche muß man von ihm erzählen gehört haben; wie ihm alle Register von der höchstakademischen Ausdruckweise bis zum intimsten Wälderdeutsch so meisterlich zu Gebote stehen.

Als später der Hauptmann von Köpenick „das Zwerchfell der ganzen Kulturwelt“ erschütterte und die Nachahmer eine Köpenickiade nach der anderen zeitungsfähig machten, mußte ich oft vergleichsweise an den Mühle-Kander und seine Taten denken. Hätte der alte Schuster Voigt seinen Streich in einem unserer stillen, einsamen Schwarzwaldsdörfer ausgeübt, er wäre wohl nicht annähernd zu der Verühmtbeit und den närrischen Tri-

Streikaufruf durch Waffengewalt unterdrückt; seit damals suchte er jeder Arbeiterorganisation Hindernisse in den Weg zu legen. Ein Mitarbeiter der „Gazetta del Popolo“ weist an der Hand der jüngst erschienenen Erinnerungen des Grafen Chaptal nach, daß Napoleon ein Gesetz einbringen ließ, das die Arbeiterorganisationen und die Arbeiterkoalitionen streng untersagte und jeden Streikversuch im Keime ersticken sollte. „Wenn Arbeiter sich verbinden“, so heißt es in diesem Gesetz, „um zu gleicher Zeit die Arbeit niederzulegen, die Arbeit in anderen Werkstätten zu verhindern, zu verhindern, daß die Arbeit vor oder nach bestimmten Stunden angefangen oder fortgesetzt werde, kurz, wenn sie sich in irgend einer Weise verbinden, um die Arbeit zu suspendieren, zu verhindern oder zu verteuern, so soll solche Verbindung, selbst wenn der Versuch, die Arbeit zu verhindern, scheitert, oder wenn er nicht über die Anfänge hinauskommt, mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft werden.“ — Arbeitgeber dagegen wurden bei ganz gleichem Vergehen nur mit Geldstrafe belegt! Bei Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern wurde den letzteren aufs Wort geglaubt, während der Arbeiter oder der Bedienstete oder der Angestellte für ihre Behauptungen nicht einmal Beweise erbringen durften! Der Arbeiter war nicht nur vollständig von dem Arbeitgeber abhängig, sondern stand daneben auch unter der direkten Aufsicht der Polizei: er mußte ein Arbeitsbuch haben, das er, so oft er sich von einer Gemeinde in eine andere begeben wollte, von dem Bürgermeister oder Polizeikommissar unterzeichnen und beglaubigen lassen mußte. Die größte Sorge Bonapartes war die Verproviantierung von Paris; aus diesem Grunde schienen ihm Arbeitsstörungen, die eine Hungersnot herbeiführen konnten, eines der fluchwürdigsten Verbrechen zu sein: „Ich fürchte weniger eine Schlacht gegen 200 000 Mann, als eine Arbeitsstörung und einen Arbeitsmangel“, schrieb er einmal; „wenn der Arbeiter keine Arbeit hat, läßt er sich zu allen möglichen bösen Streichen verführen.“

Allerlei.

168 000 Mk. für Kleider-Ausgaben einer Frau. In dem schon lange andauernden Goulb'schen Ehescheidungsprozeß wurde am lehen Montag vor dem obersten Gerichtshof in New York stattgehabten Termin Frau Goulb von dem Advokaten ihres Mannes einem längeren Verhör unterzogen. Es handelte sich dabei vornehmlich um die ihr zur Last gelegten Extrabagagen. Frau Goulb gab zu, daß, als sie im Winter 1906 mit ihrem Manne in Ormond (Florida) weilte, sie etwa 100 exquisite Kostüme im Preise von je 300 bis 600 Dollars mitbrachte. Man könne, so fügte sie hinzu, dort ein Kleid nur einmal tragen. Auf die Frage, was sie dann mit den getragenen Kostümen gemacht habe, erwiderte sie, sie habe sie verschenkt, wenn sie nicht irrt, eines davon sogar an die Schwester des Anwalts, als diese Schaupielerin war. Ihre Rechnungen für Kostüme hätten sich jährlich auf 40 000 Dollars (168 000 Mk.) belaufen, was ja für die Frau eines Multimillionärs recht mäßig sei.

Hundert von Arbeiterfrauen wären froh, wenn sie in drei Jahren nur 168 Mk. für Kleider ausgeben könnten!

Eine Deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft hat sich am 16. Mai ds. Js. zu München durch Zusammenwirken einer größeren Anzahl angesehener Fachgelehrter konstituiert. Die neue Gesellschaft unterscheidet sich von ähnlichen wissenschaftlichen Gesellschaften vorteilhaft dadurch, daß sie ihre Tätigkeit nicht auf die Fachkreise beschränkt, sondern naturwissenschaftliche Kenntnisse durch die berufensten Kräfte in die weitesten Kreise unseres Volkes tragen will. Demgemäß lautet der Hauptzweck ihrer Satzungen:

„Die Deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft (D. N. G.) will alle wissenschaftlichen Bestrebungen fördern, die auf den Ausbau der Entwicklungslehre im weitesten Sinne gerichtet sind, außerdem die neuen Errungenschaften der Naturforschung in gediegener und gemeinverständlicher Weise in die weitesten Kreise tragen. Sie verpflichtet jedoch ihre Mitglieder gemäß dem Geiste der Wissenschaft auf keine bestimmte Anschauung.“

Die neue Gesellschaft gewann bereits eine große Anzahl angesehener, wissenschaftlicher und schriftstellerischer Kräfte als Mitarbeiter; wir erwähnen nur Dr. A. Wilfer-Heibelberg und Professor Dr. W. May-Karlsruhe. Sie plant zunächst die Herausgabe einer Zeitschrift und verschiedener anderer Publikationen, die in dem naturwissenschaftlichen Verlag Th. Thomas,

Leipzig (Tauchastraße 13) erscheinen werden, der als Geschäftsstelle der Gesellschaft gewählt wurde, wohin auch Anfragen nichtwissenschaftlicher Natur und Anmeldungen zu richten sind.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Blütenlese der Jugend. Ein Universitäts-Professor hat in seinem Seminar über einen mittelhochdeutschen Schriftsteller auch eine Studentin. Eines Tages forderte er sie zum Übersehen auf, und da zeigt sich leider, daß sie nicht sehr sorgfältig präpariert hat. Darauf der Herr Geheimrat: „Fräulein, präparieren — oder heiraten!“

Die Baronesse. „Du sollst den Kaufmann heiraten, er ist ein braver Mann.“ — „Meinst, daß ich auch bürgerliche Kinder auf die Welt bringen kann?“

Aus Liebenberg. „Ach, diese quälende Ungewißheit so lange Zeit!“ — „Ja, Durchlaucht, hält'n S' sich gleich verurteilt'n lass'n! Jez könnt'n S' scho bald wieder begnadigt sein!“

Kleines Gespräch. „Na, der Baron muß verdammt schlecht stehen.“ — „Warum? Woraus schließen Sie das?“ — „Weil er bei der letzten Tourenweltfahrt einen Gerichtsvollzieher als Kontrolleur auf dem Wagen hatte.“

Literatur.

Die „Sozialistischen Monatshefte“, die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen haben das 12. Heft ihres 15. Jahrganges erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Wilhelm Schröder: Das Preukentum in der Partei. — Karl Leuthner: Politische und humanitäre Idee. — Otto Lang: Die kleine Strafrechtsreform. — Eduard Bernstein: Zur Reichsfinanzreform. — Wolfgang Heine: Theodor Barths Vermächtnis. — Roman Strelkow: Der russische Parlamentarismus und die Sozialdemokratie. — Emmy von Egidy: Porto d'Anzio.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 38. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Wilhelm Wolff. — Der Sanjabund. — Kropotkins Geschichte der französischen Revolution. Von Heinrich Cunow. — Aus dem Dreiklassenhaus. Von G. Strödel. — Zur Einführung der bayerischen Magistratsverfassung in den rheinpfälzischen Stadt- und Marktgemeinden. Von Hermann Nimmels-Ludwigshafen a. Rh. (Schluß). — Literarische Mundschau. — Zeitschriftenschau. — Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Eine Festnummer zur Stuttgarter Konfinküler-Versammlung und eine Satyr-Nummer hat die „Neue Musik-Zeitung“ kurz aufeinander folgen lassen. Die reich ausgestattete Festnummer (Preis 80 Pf.) bringt Artikel über den Allgemeinen Deutschen Musikverein (Paul Marjop) und über Stuttgarts Musikleben, außerdem die Analysen sämtlicher beim Konfinkülerfest aufgeführten Werke, sowie die Bilder der Komponisten, Ma der aus Stuttgarts Vergangenheit, Pastmull usw. Die Nummern 16 und 18 bringen wieder je einen Bogen der Musikgeschichte von Wanka als Gratisbeilagen. Probenummern dieser vielseitigen und billigen Musikzeitschrift versendet kostenlos der Verlag von Karl Grüninger in Stuttgart.

München und das Bayerische Hochland. Unter diesem Titel hat der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayerischen Hochland (s. B.) eine neue kleine Schrift herausgegeben, die allein schon durch ihre originelle Ausstattung geeignet erscheint, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ein junger Münchener Künstler, Paul Neu, hat nämlich den Text von Georg Quert, der in amüsanter Weise über München und das bayerische Hochland plaudert, mit Illustrationen versehen, die — in derber Holzschnittmanier ausgeführt — uns mitten hinein führen in das Leben und Treiben unserer Hochlandbewohner und erfüllt sind von jenem unwichtigen Humor, der unsere biederen Oberländer auszeichnet. Das lustige Schriftchen, das seine künstlerische Eigenart schon in seinem originellen Umschlag verrät, wird gewiss seinen Weg machen. Es ist ein Ereignis echt Münchener Kunst. Der Wochenschrift liegt ein knapp gefaßter orientierender Text über die hauptsächlichsten Touren ins bayerische Hochland bei. Sie ist im Einzelbezug zum Preise von 20 Pf. durch den Fremdenverkehrsverein in München-Hauptbahnhof erhältlich.

umphen gekommen wie so in der Nähe Berlins. Der Kämpfer hatte ja nur eine „große“ Idee und einen großen Tag, mein Mühle-Kämpfer aber versteht sich auf genieshafte Improvisationen in fortgesetzter Tat. Des ersteren Ruf hat nur ein weltstädtischer Journalismus gemacht, den Kämpfer jedoch ländlicher Mangel an Zeitungsschreibkunst zum Unbekanntsein verdammt. Bis zu dieser Stunde, die auch ihn lachend ans Licht zieht!

Nachdem und doch mit einem nassen Auge. Sie sagen, der Kämpfer „spint“, und amüsieren sich über seine Tollheiten, Leute, deren rasches Urteil nur an der Oberfläche bleibt. Der wahre Menschenfreund, der immer auch ein Fanatiker oder Griesgram der Enthaltbarkeit sein, kann ganz gut selbst mitmachen und gleichwohl sehen, wie der Teufel Alkohol hinter diesen Streichen steckt und hinter dem wieder eine arme Seele. Die Seele wollte einst hoch und weit und mächtig fliegen, konnte aber nicht. Die Flügel waren beschritten und eine große Wunde entstand. Da hat die arme Seele sich jenem Teufel verschrieben; wenn auch nur tageweis. Oder denken wir uns ein Herz, in dessen Winkeln vor Zeiten eine gewaltige Sehnsucht wohnte, jetzt jedoch nur mehr die große Dede hockt, welches vor dieser Dede die schlimmste Flucht in die Denslichkeit ergreift und dort mit Dingen sich überdient, und betört, die auf der Gasse schallen und immer ihr Publikum finden, bis dann jener Zustand eintritt, den man trivial „moralischen Kassenammer“ zu nennen pflegt: das heulende Ich, das uns aus den tollsten Stunden in die Leere reißt, von der wir kaum wissen, ob es ein Nebelmeer oder ein Abgrund ist.

Im Fastnachtstrubel bin ich einmal Hofnarr des Prinzen Carneval gewesen; mit einem großen Höcker und wackligen Gang, glattrasierter Grimasse und dem Monokel im affektiert blöden Auge; ein schon äußerlich wirkungsvoller Hofnarr, den die Geister des Weines so lustig, so geistprühend, niederträchtig schlagfertig und toll machten, daß er an sich selbst sich heraufschte, von allen umjubelt wurde und mit allen gemein tat — bis ihn zwei Augen anstarrten, die süßen Augen eines jungen, schönen Weibes. Da ist der Hofnarr auf einmal ganz still, andächtig und zuletzt tieftraurig geworden, ist dabongeschlichen, hat das Singlas zertritten, den Mummenschanz in die Ecke geworfen und gepörrt, wie Tränen die Schminke auf den Wangen verschmierten. Er hat nur noch die großen Augen gesehen und gefühlt, die ihm gesagt hatten: Wie kannst du dich selbst zu belügen und betrügen?

Ein Lied vom Narren, das schon manchmal ergreifend gesungen wurde.

Auch den Mühle-Kämpfer habe ich gesehen, wie er plötzlich von der schwindelnden Höhe seiner Raune, vom Trapez seiner Tollheiten herunterstürzt und ins Leere starrt, in den grauen Abgrund. Namentlich, wenn die wilden Nachtgetouren zu Ende gehen. Ich hatte das Gefühl, daß auch ihn dann zwei große Augen anbliden, nicht die süßen Käselaugen eines jungen, schönen Weibes, sondern die Augen einer verlorenen Welt, die vielleicht Schicksal heißt. Der Teufel, dem er seine arme verwundete Seele verschrieb, der ihn auf die Höhen zerte, reißt ihn nun wieder herunter, das verdödete Herz weint und die arme Seele flieht zurück zur Mühle im Wutachtal, zum brausenden Gewässer, zum rauschenden Tann und starrenden Fels, zum plätschernden Mühlrad, das die wunderbaren Märchen erzählt — dem mürrischen Gesellen, dem Müllersknecht!

Warum irrlüchtern die Augen des Mühle-Kämpfers?? Daß meine Angst nicht Wirklichkeit wird, möge sein Schutzmangel beim lieben Gott erbitten.

Moderne Arbeiterwohnungen.

(Nachdr. verb.)

Das Hausagrarierium ist in unserer Zeit ein immer drohenderes Uebel geworden und namentlich die kleineren Mieter, die Arbeiter, sind es, die am meisten und schwersten unter den Raunen eines Hausparasiten zu leiden haben. Willkür und Ungerechtigkeit zeitigen auf diesem Gebiet täglich die düstigen Blüten. Aber auch in hygienischer Beziehung lassen die großstädtischen Arbeiterwohnhäuser, die meist nur in der Form von Mietskasernen gebaut werden, befallend ungeheuer viel zu

wünschen übrig. Um sich von diesen kapitalistischen Widerwärtigkeiten frei zu machen, haben es sich seit Jahren bürgerliche Genossenschaften und Vereine zur Aufgabe gemacht, für ihre Mitglieder eigene Wohnungen zu bauen, um so einmal nicht den Einfällen eines einzelnen Hausbesitzers bedingungslos preisgegeben zu sein und dann vor allem, um gesunde Wohnungen mit geräumigen Höfen und bequemen Fluren und Korridoren zu bekommen. Diese Bewegung, die allerdings sich nur vereinzelt in Großstädten im Laufe der letzten zehn Jahre bemerkbar machte, beschränkte sich aber leider bisher nur auf städtische Wohlfahrtsvereine, Beamtenvereine u. dergl. Erst in allerletzter Zeit ist man auch in Arbeiterkreisen dazu übergegangen, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen. Und in der Tat ist es hier und da gelungen, eine Arbeiter-Genossenschaft zu gründen und eine Anzahl eigener Wohnungen zu bauen.

Am typischsten hierfür ist wohl die Rixdorfer Arbeiter-Genossenschaft „Ideal“, die einige Verze ausgenommen, welche im Interesse einer in deren Hause untergebrachten Krankenkasse der Genossenschaft beigetreten sind, durchweg nur aus Arbeitern besteht. Die Genossenschaft, die sich vor ca. 2 Jahren gründete und die Mitglieder mit Anteilsscheinen von 50 bis 100 Mk. aufnimmt, hatte gleich zu Anfang mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Wie das ja vom Standpunkt der Behörden aus einem Arbeiterunternehmen gegenüber als selbstverständlich gilt, machte St. Bureaukratie von Rixdorf der jungen Genossenschaft ihre Dasein außerordentlich schwer. Es war eben eine Arbeitergründung und das genigte, um mißtrauisch und wenig nobel gegen das Unternehmen vorzugehen; mochte sein Zweck und Ziel auch noch so edel und wohlthätig gedacht sein. Es kostete wiederholte Mühe und Ausdauer, um die genossenschaftlichen Rechte und damit die Erlaubnis zum Bauen von der Aufsichtsbehörde zu erlangen. Endlich konnte der durch nichts begründete Widerstand gebrochen werden und die Bahn war soweit frei, daß es sich nur noch um die Beschaffung der Baugelder handelte. Diese wurden auch von seiten einiger Versicherungsgesellschaften bald zur Stelle geschafft und der Bau konnte beginnen.

Als günstiger Umstand kam der Genossenschaft noch zu Hilfe, daß die Rixdorfer Oristrantenkasse sich vor die Notwendigkeit versetzt sah, sich ein eigenes Heim zu errichten. Mit dieser trat man in Verbindung und es gelang, die Kasse für den Genossenschaftsbau zu gewinnen. Der Krankenkasse wurde ein eigener Flügel in dem Häuserkomplex eingeräumt, dessen Räume und Bureaueinrichtung jetzt als mustergerällig dastehen.

Mit der Ausführung der Arbeiten wurde ein Berliner Privatunternehmer betraut, von einer Vornahme derselben in sogenannter eigener Regie wurde Abstand genommen, da man mit solchen Versuchen anderwärts meist trübe Erfahrungen gemacht hat.

Auf einem langgestreckten Komplex, der sich von der Weichsel nach der Fußstraße zieht, wurden außer den beiden Frontgebäuden in der Weichsel- und Fußstraße, noch drei Quergebäude dazwischen eingebaut und diese durch Seitensflügel miteinander verbunden, so daß also vier Höfe vorhanden sind, auf deren Geräumigkeit noch ein besonderes Gewicht gelegt wurde. Der ganzen Anlage wurde ein künstlerisches Motiv zugrunde gelegt, und zwar das der populärsten deutschen Oper, des „Freischütz“. So wie die Farbenstimmung auf der Bühne wechselt, so verändert sich auch hier in jedem Hof die Komposition. Gelb, grün, grau und violett sind die vier Stimmungen, die das ganze charakterisieren; zu diesen treten jeweilig auch die einzelnen Personen und Figuren der Handlung. Jeder Hof ist mit gärtnerischen Anlagen versehen, die von einem Gartenbauarchitekten nach dem vorerwähnten Muster ausgeführt sind. Im ersten Hof weisen grüne Rasenflächen mit Heckeninrahmung und Gainsbüchendorn auf den Festplatz des ersten Aktes der Oper hin. Der zweite stellt den grünen Wald dar, in dem der Jägerbursche Max dahingieht, dessen Standbild auch hier aufgestellt ist; ebenso fehlt nicht die Dorfstraße mit dem altertümlichen Brunnen. Im dritten (Dorfhof) zeigt sich uns die einförmige graue Fassade mit den dörflichen Motiven: Bauer, Bäuerin, Hahn und Ente.

Auch ein großes Wasserbassin mit Springbrunnen (Dorfteich) ist dort vorhanden. Ueber den in Stein gefassten Quellen erhebt sich das Standbild der jungen Förstersochter Agathe, auf deren Persönlichkeit das in den Sockel gemeißelte Wirwinden die den Jungferntanz“ hindeutet. Auch die bekannte Linde, die in jeder deutschen Dichtung eine Rolle spielt, fehlt hier in diesem Dorfe nicht. Im vierten Hof endlich sind wir in

der „Wolfschlucht“ angelangt. Dichtes Tannengebüsch und die bekannte Kugelgubigene, die auf einem großen, an der Wand angebrachten, künstlerisch ausgeführten Monument dargestellt ist, empfangen uns hier. Der wilde Jäger, Max und Kaspar sind hier, plastisch in Zement und Stein gemeißelt und modelliert, zu schauen. Auch humoristische Momente fehlen nicht: Vor allem das Brustbild des heiligen Bureaukratieus mit seinem gestrengen: „Es wird nicht gebaut!“, über welchem das: „Es wird doch gebaut!“ der Genossenschaft strahlt, ferner der „Herr Hofinspektor“ mit einer Krone auf dem Haupt — eine Anspielung auf eine im Berliner Gewerkschaftsleben sehr bekannte Persönlichkeit namens König, der einer der ersten Anreger des Unternehmens war — und die budelnden Kassen, sowie die beiden Marktfrauen. Diese Figuren sind alle aus Latten geschnitten und über den einzelnen Eingängen angebracht. Im ersten Frontgebäude befindet sich ein Restaurant „Idealstasino“, an dessen Wänden alle die Vorfälle während des Bauens und sonstige Embleme in humorvoller Weise künstlerisch dargestellt sind. Somit bietet also die äußere Ausstattung ein recht anmutiges und für Kinder äußerst lehrreiches Bild. Diese Beschaulichkeit macht einen bei weitem anderen Eindruck auf Herz und Gemüt, als es die kahlen Wände eines kleinen, vieredigen Mietskasernenhofes tun. Die beiden Wirkungen stehen sich hier diametral gegenüber. Während der kapitalistische Mietskasernenhof den ganzen sozialen Jammer unserer trüben Zeit widerspiegelt und unserer Kindern kaum ein Sonnenstrahl durch die Fenster scheiden sendet, führt uns der Anblick der Höfe in dieser Arbeitergründung zurück in jene goldenen Fernen der Dichtung und Sage, und wenn das Kind, mit dem Märchenbuch in der Hand, am Fenster sitzt und seine Augen hinaus über die Ornamente und grünen Anlagen schweifen läßt, so werden wohl in seinem Innern ganz andere Gefühle ausgelöst, als im ersten Falle. Für den Erwachsenen aber gilt dieses Mustergebäude als ein Zukunftsideal, an dessen Verwirklichung unermüdet zu arbeiten er als seine vornehmste Pflicht betrachtet.

Vom selben Geiste getragen ist auch die innere Einrichtung und Ausstattung der Wohnungen. In jeder Hinsicht ist darauf Bedacht genommen worden, daß die Wohnungen — es sind durchweg nur Ein- und Zweizimmerwohnungen — in größtmöglicher Beziehung sowohl dem Portemonnaie wie auch den sonstigen Verhältnissen der Arbeitermieter entgegenkommen. Jede Wohnung hat Zentralheizung mit Warmwasserleitung, ferner ein eigenes, vom Korridor aus zugängliches Klosett, die größeren Wohnungen haben ein eigenes Badezimmer, bei den kleineren ist die Gelegenheit für mehr zusammen gegeben. Da die Warmwasserleitung jederzeit im Gange ist, so bedarf es zum Baden keinerlei Vorbereitungen. Man beachte die Vorzüge dieser beiden Einrichtungen: die Bedeutung der Zentralheizung bei einem langanhaltenden Winter, wie der vergangene, ferner die Annehmlichkeit der sofortigen Badegelegenheit im Sommer, wenn der Arbeiter durchschweiß vom Bau oder aus der Fabrik kommt. Außerdem hat jede Küche Kohlen- und Gasheizungseinrichtung, Speisekammer eigenen Korridor und Gasleitung in allen Räumen. Den Hausfrauen stehen Drehkollern sowie eine Stäubsauganlage, die alles Reinigen der Möbel und Polsterstücken durch Klopfen überflüssig macht, und die von dem angestellten Heizer bedient wird, unentgeltlich zu jeder Tageszeit zur Verfügung. Für Licht und Luft ist, wie schon betont, in weitestem Maße gesorgt; Nischen, Erker und Loggien geben den Wohnungen von innen und außen ein äußerst freundliches Gepräge. Auch die Korridore und Treppen sind geräumig und bequem. Wo hat jemals ein Kapitalist auch nur im entferntesten in der Weise für seine Mieter gesorgt? Insgesamt bieten die Baulichkeiten, die den Namen „Idealpassage“ führen, für 203 Familien eigene Wohnungen bezw. einigen Läden, die sich dort drinnen etabliert haben. Die Räumlichkeiten sind zum Teil am 1. April vorigen Jahres, zum Teil am 1. Oktober bezogen worden. Die sämtlichen Verwaltungsangelegenheiten werden von den das Bureau bildenden Mitgliedern unentgeltlich im Nebenamt versehen. Die Preise der Wohnungen liegen zwischen 25 und 48 Mk. monatlich. Sie sind in absoluter Beziehung, wie leicht verständlich erscheint, ein klein wenig höher als die Preise beim kapitalistischen Hausbesitzer in Rixdorf sonst sind. Aber nicht man nur die materiellen Vorteile in Betracht, wie die Zentralheizung, Gas und Badegelegenheit, so ist hier ein bedeutend billigeres Wohnen als sonst wo, geschweige denn erst die Annehmlichkeiten, die durch die architektonischen und hygienischen Anordnungen und Einrichtungen für den Mieter, der dazu noch

im Gefühle des Sichersseins vor brutaler Egnission lebt, bewirkt werden. Für einen Kinderspielplatz sind bereits fünfshundert Mark ausgeworfen, jedoch hat man noch nicht den geeigneten Platz dazu gefunden.

Die Zahl der teilhabenden Genossen beträgt zurzeit 444 mit 542 Geschäftsanteilen, sie ist aber fortwährend im Zunehmen begriffen. Von diesen haben allerdings nur knapp die Hälfte das Vergnügen, in dem Hause zu wohnen. In Zukunft will man darangehen, weitere Häuser zu bauen, in welchen dann als erste Mieter die jetzt noch auswärtig wohnenden Genossen einzuziehen würden. Um nun das demokratische Prinzip nicht zu verletzen, ist es allerdings selbstverständlich, daß die Anteile eines einzelnen Genossen eine bestimmte Höhe nicht übersteigen dürfen. Trotzdem die Genossenschaft noch jung ist, und sie zeitweilig die Baugelder mit 9/2 Prozent verzinsen mußte, war es ihr bei der maßergiltigen Verwaltung und der Selbstlosigkeit ihrer Leiter möglich, die Anteile der Genossen im abgelaufenen Geschäftsjahr mit vier Prozent zu verzinsen.

Es ist hier zum erstenmal der Versuch gemacht, wo Arbeiter ein solches Unternehmen gründeten. Es ist eigene Kraft, die hier auf sich selbst gestützt, waltet. Arbeiterkraft, und der mag es wagen, zuzuschreiben sein, daß da? Neiz der Genossenschaft eine Hypothek verlagte, während andere eine solche gegen eine Verzinsung von drei Prozent erhalten. Aber das ist ja, wie schon eingangs erwähnt, nichts neues. Das Unternehmen ist eine Fierde nicht nur Rixdorfs, sondern überhaupt der kulturfreundigen Arbeiterschaft allerorts. Es zeigt, was im Rahmen der gegebenen Ziele und Grenzen möglich ist. Arbeiterkraft, Arbeiterpoliz!

Sofos Mische.

Die Begründung eines deutschen Naturschutzparkes.

In der weit über hundert hervorragende Persönlichkeiten von allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Kunst und Wissenschaft umfassenden Liste der Mitunterzeichner eines Aufrufes zur Gründung eines solchen Parkes finden wir zuerst einen Namen verzeichnet, der jetzt der ganzen Welt bekannt ist, nämlich den des Grafen Ferdinand Zeypellin. Auch der hochverdiente Aeronaut will dazu mitwirken, einen großen Naturschutzpark im Alpengebiete einzurichten, der den in ihrem Fortbestand bedrohten Tier- und Pflanzenarten deutschen Landes eine Zufluchtsstätte bieten soll. Hierfür Beiträge zu spenden, bitten in dem erwähnten Aufruf der „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart“, der „Dürerbund“ und der „Deuterr. Reichsbund für Vogelschutz und Vogelschutz, Wien“ ihre Mitglieder und alle Freunde der heimischen Natur. Welche wissenschaftliche, praktische und ethische Bedeutung einem solchen Unternehmen innewohnt, und wie dringend wünschenswert seine baldige Durchführung ist, darüber belehrt in sehr eindringlicher Weise die von dem bekannten Zoologen Dr. Kurt Floerke geschriebene „Anschau“ im letzten Hefte des „Kosmos“. Am so erfreulicher ist es, daß der Plan nicht nur begeisterte Zustimmung überall dort gefunden hat, wo er bisher bekannt wurde, sondern auch eine so tatkräftige Förderung durch Zeichnung namhafter Beträge, Zusage von Mithilfe usw., daß der „Kosmos“ bereits mit den Organisations- und Vorarbeiten beginnen konnte. Diese wird die genannte „Gesellschaft der Naturfreunde“ unentgeltlich besorgen, zur Erreichung des schönen Zieles sind aber natürlicherweise sehr beträchtliche Mittel nötig, die durch freiwillige Spenden aufgebracht werden müssen. „Sest uns, deutsche Naturfreunde“, heißt es in dem oben erwähnten zehnbunden Aufrufe, „ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das nicht nur groß und gut und schön und edel und echt menschlich und unserer Zeit würdig, sondern auch im besten Sinne des Wortes eine wahrhaft patriotische Tat ist.“ Alle, auch die kleinsten Beiträge (bei größeren genügt einstuweilen hohe Zeichnung) werden an die Geschäftsstelle des „Kosmos“ (Stuttgart, Pfisterstraße 5) erbeten, die bereitwillig auch jede wünschenswerte Auskunft erteilt.

K. K.

Aus allen Gebieten.

Geschichtliches. Napoleon I. und die Arbeiterorganisationen. Als Napoleon erster Konsul wurde und als er sich dann die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, waren die Arbeiter seine begeisterten und treuesten Anhänger. Und doch ist Bonaparte niemals ihr Freund gewesen. In Lyon hatte Napoleon als Unterleutnant eines